

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänседоктор.

171

Humoristische Novelle von D. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

She die vollständig verblüffte Frau Amalie zu einer Antwort kommen konnte, traten Edith und Liebhardt auf die Schwelle. Schon im Vorhaus hatten sie Frau Rienholzens erregte Stimme gehört und waren besorgt und beunruhigt hinzugeeilt.

Frau Amalie ging ihrer Tochter mit ausgebreiteten Armen entgegen. „Halt, mein Kind, halt!“ schrie sie, „überschreite diese Schwelle nicht! Hier ist unseres Bleibens nicht mehr, hier ist deine Mutter beleidigt, tödlich beleidigt worden, wir sind in Feindschaft!“

Rienholz hatte sich inzwischen gefaßt. „Betti, was hast du getan!“ rief er streng seiner Gattin zu.

„Meine Rechte gewahrt,“ entgegnete sie trotzig, aber nicht mehr so wütend, wie vorher. Sie hatte sich Luft gemacht und nun war sie ruhiger, ja, ohne es sich einzugehen, bereute sie ihre Heftigkeit schon.

„Ich bitte dich, Amalie, das ist ein Irrtum, ein Mißverständnis, das sich auflären wird; bleibe und laß uns alle ruhig miteinander reden,“ suchte Rienholz sie zu beschwichtigen.

„Nicht um die Welt!“ rief Amalie.

„Aber was ist denn geschehen?“ fragte Edith ängstlich.

„Ein Verbrechen!“ schrie die Mama und hob die Hände zum Himmel; „man hat das Gastrecht verletzt, das selbst den Wilden heilig ist. Komm, laß uns fliehen, ob es auch stürmt und wettert, und wenn ich auf der Straße übernachten müßte, hier kann ich nicht bleiben.“

Jetzt trat Liebhardt vor, der sich bisher auf der Schwelle, halb im Dunkel gehalten hatte.

„Gnädige Frau, ich weiß zwar nicht, was vorgegangen ist und ob Ihre Aufregung ganz gerechtfertigt ist, aber ich biete Ihnen meine Dienste an.“

Fast erschrocken schauten ihn alle außer Edith an, sie hatten ihn vorher nicht bemerkt. Rienholz faßte sich zuerst.

„Mit welchem Rechte mischen Sie sich in fremde Angelegenheiten?“ fuhr er ihn an. Da richtete sich Edith hoch auf.

„Mit dem Rechte meines Bräutigams,“ erwiderte sie an Stelle Liebhardts.

Rienholz starrte ihr verblüfft ins Gesicht.

„Deines Bräutigams?“ stammelte er.

„Deines Bräutigams?“ wiederholte auch Frau Amalie erstaunt.

Liebhardt trat auf sie zu.

„Berehrte Frau, Ihre Tochter hat mir die Erlaubnis gegeben, ihre Hand von Ihnen zu erbitten. Es war nicht meine Absicht, es in dieser Stunde und in so formloser Weise zu tun, aber da es die Umstände so gefügt haben, bringe ich meine Werbung vor: Ich bitte Sie, mir Ihr Kind anzuvertrauen, ich werde es glücklich machen.“

Edith sah mit leuchtenden Augen zu ihm auf und schmiegte sich an die Mutter. „Gib mich ihm, Mama, ich hab' ihn so herzlich lieb,“ sagte sie bittend.

Hingerissen von der dramatischen Szene überlegte Frau Amalie keinen Augenblick.

„Mein Sohn, ich gebe Ihnen das Recht, uns zu schützen,“ rief sie, umschlang Edith mit dem Arm und

führte sie zu ihm. Er zog die Hand seiner Schwiegermama an die Lippen.

„Ich danke Ihnen von Herzen, Sie sollen Ihren raschen Entschluß nie bereuen, gnädige Frau!“

Er umarmte die neue Mutter mehr heftig als anmutig, sagte aber dafür in herzlichem Tone: „Du sollst mit dem Sohne zufrieden sein, Mama!“

Dann zog er Edith an sich und küßte sie feierlich. Sie aber neigte sich dicht an sein Ohr und flüsterte: „Jetzt brauchst du nicht einmal mehr den Schwalbenrock anzuziehen, in der nassen Lodenjoppe hast du den Kuß von Mama bekommen.“

Das Ehepaar Rienholz hatte in maßloser Verblüffung der Szene zugesehen. Frau Betti hatte ihren Groll gegen Amalie, Rienholz den seinen gegen die Gattin vergessen, nur eins hatte er klar erfasst: Edith war für Baldemar verloren, und damit war alle Rücksicht gegen Amalie verschwunden.

„Da, dann meine herzlichste Gratulation, zukünftige Frau Gänседокторin!“ rief er höhnisch.

Edith lachte ihn ganz vergnügt an. „Na, was tut's, Onkelchen? Doktoren heirateten schon manchmal ihre Patientinnen.“

„Was soll das heißen?“ fragte Frau Amalie.

„Daß Onkel sich einen kleinen Scherz mit uns erlaubt hat,“ antwortete Edith schnell und zog die Mutter hinaus. Sie folgte widerwillig, gab aber dennoch nach, und sie gingen zusammen in ihr Zimmer hinauf, gefolgt von Liebhardt.

„Zunächst, Mama, was hat es mit Onkel und Tante gegeben?“ fragte Edith, als sie die Tür geschlossen hatte.

Frau Amalie geriet wieder in Ekstase.

„Es ist unglaublich,“ rief sie; „dafür, daß ich Todesangst ausgestanden, daß ich mich in den Händen eines Räubers befunden habe, beleidigt man mich, wirft mir eine unerhörte Beschuldigung ins Gesicht. Denke dir nur, kam da ein Schwindler ins Haus, nannte sich Graf Mumbis oder sonstwie, gab vor, Frau Riedel sprechen zu wollen; na, ich in meiner Güte ließ mich herbei, den Vetter Ferdinand, der doch vormittags zu tun hat, zu entlasten, und übernahm die Unterhaltung mit dem sogenannten Grafen, während er auf Emma zu warten vorgab. Er verwickelt mich in ein Gespräch über Kunst, ich fange natürlich sofort Feuer und während ich ihm meine große Szene als Orsina vorspiele, wirft mir der Räuber die Tischdecke um den Kopf; ich weiß nicht, wollte er mich morden, wollte er stehlen oder was sonst, ich war für den ersten Moment verblüfft, dann aber schrie ich aus Leibeskräften um Hilfe. Ferdinand stürzt herbei und ich in meiner Angst klammere mich an ihn; da kommt Betti und macht mir eine regelrechte und ganz gemeine Eifersuchtszene. Es ist zu dumm, ich, der Fürsten zu Füßen gelegen haben, werde diesen Bohnenzüchter, der vielleicht Lessing für den Erfinder des Dampffluges hält, seiner noch dümmern Gemahlin abspenstig machen! Ja, das kommt davon, wenn man aus seiner Höhe herabsteigt. Aber ich werde mich rächen, nein, Sie werden mich rächen, mein Sohn!“

Sie hatte das alles hervorgesprudelt, jetzt schien sie zur Besinnung zu kommen. Sie wurde auf einmal ganz

sitz und überlegte. Was hatte sie denn da eigentlich getan? Ihre eigenen Berechnungen über den Haufen geworfen. Edith kam da mit einem Verlobten ins Haus gerechnet, von dem sie gar nichts wußte; Walddemar und mit ihm das Gut waren beiseite gesetzt und sie hatte zu all dem Ja und Amen gesagt, ohne nur einen Augenblick nachzudenken.

„Ich habe ein großes Wort gelassen ausgesprochen,“ begann sie endlich, sich an Liebhardt wendend; „ich habe Sie Sohn genannt, ohne etwas anderes zu wissen, als daß ich Ihnen die Gesundheit meines Kindes verdanke.“

„Auch diese nicht einmal, verehrte Frau,“ sagte Liebhardt entschlossen. „Ich bin Tierarzt.“

Sie prallte zurück. „Tierarzt?“ fragte sie erstaunt; „aber Ferdinand hat Sie doch...“

„Wie ich schon gesagt habe, Mama,“ fiel Edith rasch ein, „hat sich Onkel einen Scherz mit uns oder besser mit dir gemacht, denn ich wurde ja dann eingeweiht; er wollte dir zeigen, daß deine Besorgnisse für meine Gesundheit ganz unbegründet seien und so ließ er mich denn von seinem — sie lächelte schelmisch — „von seinem Gänse doktor behandeln. Bis ich recht pausbäckig wäre, wollte er dir's dann sagen.“

Die niedliche Bülge, die dem Mädchen so glatt von den Lippen schlüpfte, war keineswegs erst in diesem Augenblick entstanden. Die zartfühlende Edith hatte gleich an die Beschämung gedacht, die dem Onkel erwachsen würde, und sie hatte mit Liebhardt auf dem Heimwege beratschlagt, wie sie dem Armen die Sache erleichtern könnte, bis sie auf diese Lösung gekommen waren. Es wurde beschlossen, daß Liebhardt am nächsten Vormittag zuerst Kienholz von der Lösung der peinlichen Geschichte unterrichten und dann zu Ediths Mutter gehen sollte. Nun war eben alles anders gekommen.

Frau Amalie aber hatte von dieser Scherzhaftigkeit ihres Herrn Veters einen sehr richtigen Begriff und sie ahnte den Sachverhalt. Sie umgürtete sich plötzlich mit dem ganzen Stolz ihrer erlogenen Millionen.

„Mein Herr, Sie sind das Opfer eines sehr grausamen Scherzes geworden,“ sagte sie würdevoll; „mein Vetter hat Sie im Unklaren gelassen, wem Sie gegenüberstehen, und so haben Sie einem Gefühle freien Lauf gelassen, das Sie sonst gewiß unterdrückt hätten. Mein allzu impulsives Töchterchen hat es auch nicht verstanden, Ihnen Schranken zu ziehen, und so muß ich es leider tun. Mein Kind ist nicht geschaffen, die Frau eines, eines...“

„Gänse doktors,“ warf Liebhardt ruhig ein.

„Ja, eines Gänse doktors zu werden,“ fuhr Frau Amalie fort, aber ehe sie weiterprechen konnte, legte sich Ediths Hand auf ihre Lippen.

„Liebe, gute Mama,“ sagte Edith zärtlich, „sprich nicht so weiter! Franz weiß alles, alles, und du darfst mir nicht böse sein, daß ich mein Glück auf anderen Wegen gesucht habe als du. Ich habe es gefunden und nun lasse es mich behalten. Endlich, endlich darf ich wahr sein, Mütterchen, und du auch, freut dich das nicht? Ich hätte dies Leben voll Lüge nicht länger ertragen.“

Frau Amalie mußte sich niedersetzen; das war zu viel, was ihre Tochter ihr angetan hatte. Sie schien ganz laßungslos, in Wirklichkeit überlegte sie sehr gut.

„Törichtes Kind,“ sprach sie endlich, „wie kannst du von einem Leben voll Lüge sprechen? Wirst du die Motive, die meine Handlungen bestimmten, weißt du, wie es um uns steht? Kann die Lüge, die du mir vortwirfst, nicht eine doppelte Lüge sein, eine Lüge, die dich vor den Gefahren des Reichthums schützen sollte? Kann dies Gold, das du für Raubgold hältst, nicht wirklich existieren?“

„Und wenn es existierte, Mama,“ entgegnete Edith leise, „so könnte es an meinem Entschlusse nichts ändern. Versenke es wie den Schatz der Nibelungen, ich klage nicht darum. Den Schatz, den ich gefunden, den gebe ich nicht um alles Gold der Welt; das einzige, was mir zu meinem Glück fehlt, das ist dein Segen, Mutter; gib ihn mir und ich will es dir ewig danken.“

Sie trat neben Liebhardt hin und schmiegte sich fest an ihn. Frau Amalie erhob sich würdevoll; der Schein war gerettet, sie war zufrieden.

„Fern sei es von mir, in die Speichen des Schicksalsrades einzugreifen,“ sagte sie feierlich. „Du hast gewählt, mein Kind, und mußt tragen, was du auf dich genommen; was aber ich getvürkt und wie ich für dich ge-

bacht und gesorgt habe, das wirst du sehen, wenn ich mein müdes Auge einmal geschlossen haben werde. Jetzt willst du nichts von mir als meinen Segen, du sollst ihn haben.“

Sie trat mit erhobenen Händen vor und die beiden beugten unwillkürlich das Haupt.

„Genießet, was euch blüht, und denket mein!“

„So zahle ich die letzte Schuld des Lebens.“

Klang es durch den Raum und das junge Paar empfand nur unklar das Theatralische dieser Szene. Ediths Seele war zu tief bewegt von den Vorgängen dieses Morgens und Liebhardt hörte und sah überhaupt nichts als das Mädchen an seiner Seite. Und überdies hatte er sich auf ein vollgerüttelt Maß Ueberspanntheit vorbereitet — seine ärztliche Visite stand ihm noch in gutem Andenken — und er wunderte sich eigentlich, daß alles so hübsch glatt mit eben ging; also gab er sich auch gar keinem Gedanken über die zitierte „letzte Schuld des Lebens“ hin.

In kurzen, herzlichen Worten dankte er der Mutter seiner Braut für das Vertrauen, das sie in ihn setzte, versicherte, daß er ihr Zeit seines Lebens für das Glück, das sie ihm schenke, dankbar sein werde, und sagte ihr schließlich, daß er ihrem Kinde, wenn auch seine sehr hervorragende, glänzende Stellung in der Gesellschaft, so doch eine äußerst behagliche Existenz bereiten könne, und daß seine Liebe ersehen werde, was allenfalls an sonstigen wünschenswerten Gütern der Erde fehlen sollte.

Darauf gerührte Küsse, Umarmungen und Tränen; diese letzteren ließ Frau Amalie nicht unbeachtet versiegen, sondern apostrophierte sie mit den Worten:

„Das höchste Glück hat keine Lieber,
Der tiefste Schmerz hat keinen Laut;
Sie spiegeln beide still sich wieder
Im Tropfen, der vom Auge taut.“

Dann nahm sie das Taschentuch und tupfte fester den tauenden Tropfen vom Auge fort. Endlich schied Liebhardt mit dem Versprechen, morgen vormittags wiederzukommen; bis dahin mußten die Verhältnisse im Kienholz'schen Hause irgendwie geklärt sein und man konnte dann besprechen, wie, wann und wo die Verlobung gefeiert werden sollte.

Als Amalie mit Edith und Liebhardt das Verandazimmer verlassen hatte, waren Kienholz und seine Frau wie erstarrt stehen geblieben. Frau Betti erhobte sich zuerst.

„Ich habe dir's immer gesagt, Ferdinand, du spielst ein gewagtes Spiel,“ rief sie. „Da hast du's nun, das Rädel nimmt doch nicht unsern Walddemar und du bist blamiert, furchtbar blamiert. Und vor dieser Person! Es ist schrecklich!“

„Dieser Schuft!“ knurrte Kienholz wütend. „Wo hätte ich denn dem dicken Dämelsack so viel Schlechtigkeit angetraut. Mich so zu betrügen!“

„Aber er hat doch nichts getan,“ entgegnete Frau Betti. „Im Gegentheil, er scheint vom Fled weg bei der Wahrheit geblieben zu sein, Ditha weiß ja alles.“

„Darin besteht eben die Schleicherei, ich habe ihn doch gebeten, die Rolle als Arzt zu spielen; statt dessen macht sich aber der Kerl wahrscheinlich durch seine Reichte interessant und hat mich schonungslos eingetunkt.“

„Hat er dir denn kein Wort gegeben, dich nicht zu verraten?“ sagte sie.

Kienholz traute sich verlegen den Kopf. „Das kann eben nicht; im Gegentheil, er wollte durchaus nicht betteln, ich ließ ihn eigentlich in der Patzche stehen.“

„Aber er hat doch nichts getan,“ entgegnete Frau Betti; „im Gegentheil, er scheint vom Fled weg bei der Wahrheit geblieben zu sein, Ditha weiß ja alles.“

„Darin besteht eben die Schleicherei, ich habe ihn doch gebeten, die Rolle als Arzt zu spielen; statt dessen macht sich aber der Kerl wahrscheinlich durch seine Reichte interessant und hat mich schonungslos eingetunkt.“

„Hat er dir denn kein Wort gegeben, dich nicht zu verraten?“ sagte sie.

Kienholz traute sich verlegen den Kopf. „Das kann eben nicht; im Gegentheil, er wollte durchaus nicht betteln, ich ließ ihn eigentlich in der Patzche stehen.“

„Aber er hat doch nichts getan,“ entgegnete Frau Betti; „im Gegentheil, er scheint vom Fled weg bei der Wahrheit geblieben zu sein, Ditha weiß ja alles.“

„Darin besteht eben die Schleicherei, ich habe ihn doch gebeten, die Rolle als Arzt zu spielen; statt dessen macht sich aber der Kerl wahrscheinlich durch seine Reichte interessant und hat mich schonungslos eingetunkt.“

„Hat er dir denn kein Wort gegeben, dich nicht zu verraten?“ sagte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Wandlungen.

Stimme von Betty Rittweger.

(Nachdruck verboten.)

Wie die beiden wohl zusammengekommen sein mögen! Ein unpassenderes Paar kann man sich doch kaum denken. Diese Fragen und Ansichten wurden immer wieder laut.

Im Bekanntschaftsreise des Gymnasialdirektors Wilhelm Schmieden und seine Gattin. Alle möglichen Vermählungen tauchten auf, nur nicht die jetzige: daß die zwei Menschen sich aus Liebe geheiratet haben könnten. Und doch war dem so. Die lebhafteste, nicht mehr ganz junge Großstädterin, die Tochter einer eifrig für die Frauenbewegung wirkenden Mutter; und der ihr im Alter nur wenig überlegen, ziemlich schlichter Oberlehrer hatten sich auf einer Tour im Hochgebirge kennen gelernt, und nach wenigen Tagen schon hatte das rasch erwachte gegenseitige Wohlgefallen zur Verlobung geführt. Und bald nachher zur Ehe. Diese Ehe gestaltete sich nun freilich sonderbar, was schon aus den Bezeichnungen hervorgeht, die dem Paar nach einigen Jahren von den Schmeichlern beigelegt wurden. Den Oberlehrer nannten sie für „Wilhelmine“, da es ihnen bekannt war, daß er sich neben seinem Beruf ganz dem Haushalt und den Kindern widmete. Wilhelm Schmieden hatte den Vater früh verloren und war als einziges Kind ganz unter dem Einfluß seiner von ihm zärtlich geliebten Mutter aufgewachsen, die in sehr bescheidenen Verhältnissen lebend, ihren kleinen Haushalt ohne jede Bedienung versorgte. So kam's, daß der Junge ihr gern allerlei Handreichungen tat und ihr Sohn und Tochter zugleich wurde.

Aus Frau Jakobe machten die Schüler einen „Jakob“, denn sie besuchte alle Versammlungen und Kongresse, die mit der Frauenfrage zusammenhingen, und sie hielt in der Stadt selbst häufig Vorträge in dem Verein zur Hebung der Frauenbildung, den sie erst ins Leben gerufen hatte. Auch schriftstellerisch war sie für die Sache tätig, und nicht ohne Erfolg. Ihr Name wurde in Fachkreisen mit Achtung genannt. Jakobe war der Meinung, eine Frau dürfe ihre Eigenart, ihre Begabung nicht der Ehe zuliebe unterdrücken. Und ihr Mann, der ihr aufrichtig zugewandt war und ihren lebhaften Geist bewunderte, ließ sie gewähren und nahm stillschweigend nach und nach einen großen Teil der Hausfrauenpflichten auf sich. Wohl fühlte er mitunter, daß es nicht das richtige sei, aber es ließ sich nicht ändern. Sobald er den Versuch machte, nur seinem Beruf und seinen wissenschaftlichen Interessen zu leben, ging es zu Hause drunter und drüber. Und wenn er Jakobe schäutern Vorstellungen machte und sie das, sich etwas mehr der internen Angelegenheiten anzunehmen, dann erwiderte sie regelmäßig: „Aber Liebster, wozu hab' ich denn ein Mädchen und eine Staudenfrau? Die beiden werden wohl mit unserm kleinen Haushalt auch ohne mich fertig werden.“ Ja, fertig wurden sie wohl, aber es hätte doch oft traurig ausgesehen, wenn der Hausherr nicht jeden Abend den Küchenzettel für den andern Tag bestimmt, mit dem Mädchen abgerechnet und auch sonst noch manche wirtschaftliche Anordnung getroffen hätte, denn Jakobe hatte mitunter schon am Vormittag irgend eine Sitzung, oder sie saß am Schreibtisch, sah Prospekturen durch oder beschäftigte sich mit eigenen Arbeiten. Wählig war sie niemals; sie fand kaum einmal Zeit, mit den Kindern an die Luft zu gehen. Diese Aufgabe fiel meist dem Vater zu, und auch um die Schularbeiten mußte er sich kümmern.

Daß die Bekannten, die Kollegen ihre Glossen über den eigentümlichen Haushalt machten, läßt sich denken. Jakobe bekam nicht selten spitzige Worte von „guten Freundinnen“ zu hören, doch das beachtete sie kaum. Einsichtlichen solcher Art waren ihrem Wesen fremd. Und diese Äußerungen kamen aus dem Mund von Frauen, die in der Ehe eben nur die Rolle der Wirtschaftsküchen spielten. Man mußte es ihnen zugute halten.

Daß „Wilhelmine“ trotz dieser Verhältnisse in der Klasse keinen Anstoß erregte, war fast verwunderlich. Aber die Schüler liebten und achteten den vorzüglichen Lehrer, den stets humanen gütigen Menschen, wenn sie auch fanden, daß er kein „Kerl“ war. In ihren Augen war „das Weib“ schuld an der schiefen Stellung Wilhelmines. Die Oberprimaner wenigstens waren dieser Ansicht; mit der ersten Liebesenttäuschung durch ihre Tanzstundenkassen betrachten sie ja meistens „die Weiber“ als die Ursache alles Übels.

Bei all den Sonderbarkeiten spann sich das Eheleben des Paares friedlich Jahr um Jahr weiter, und niemand schien etwas dabei zu vermissen. Schien! Denn der Professor ertappte sich doch mitunter auf dem Gedanken, daß er kein rechter Mann sei. Ein rechter Mann würde

nicht dulden, daß seine Frau sich in dieser Weise emanzipiert. Er gedachte in solchen stillen Augenblicken seinen Mutter, die ihm getade genommen wurde, als er ihr ein sorgenfreies Leben hätte bieten können. Er sah ihre lieben, immer fleißigen Hände, er hörte ihren leichten Schritt, wie sie ordnend und säubend in Zimmern und Küche hin- und hergegangen ist. Und immer noch hatte sie Zeit gefunden, mit ihm seine Schularbeiten durchzusehen und ein gutes Buch zu lesen. Doch aus einem gewissen Gerechtigkeitsgefühl heraus sagte er sich nach solchen Erwägungen und Erinnerungen, daß die Menschen eben verschieden sind und sein müssen. Und daß seine Jakobe in ihrer Art eine ungewöhnliche Frau sei, die sich Aufgaben neben der Ehe, den Mutterpflichten stellen mußte, wenn sie ihrer Eigenart nachleben wollte. Wie sollte es aber werden, wenn sie herantwuchs, wenn ihre Erziehung Anforderungen stellte, denen ein Mann nicht gewachsen war? Und würde er immer die Kraft behalten, neben seinem Beruf alles zu leisten, was das Hauswesen, was Eberhard und Ilse von ihm verlangten? Man würde ja doch älter und weniger leistungsfähig. Oft fühlte er sich jetzt schon recht müde und verbraucht. Aber er sah keine Möglichkeit, die Dinge zu ändern.

Krieg! Deutschland steht auf wie ein Mann und rüftet sich gegen eine Welt von Feinden. Frau Jakob kann's nicht fassen. Das Vorbild hat sie nicht ernst genommen. Sie war gerade mit einer großen Arbeit beschäftigt, die eine wichtige Frage der Frauenbewegung behandelte. Im Herbst sollte sie den Hauptvortrag bei einer Provinzialversammlung des Frauenbundes halten. Nun, das sagt sie sich, nun steht die deutsche Frau vor andern Aufgaben, und sie, Jakobe, wird sich ihnen nicht entziehen. Jetzt heißt's: Kräft auf zur Tat! Was hat da alles zu geschehen! Kopf, Herz und Hände müssen der großen Sache dienen. Sie wird in Wort und Schrift das Ihre leisten. Sie hat ja Zeit und sie braucht sonst nichts zu opfern. Ihr Gatte war nie Soldat, und ihr Junge ist erst zehn Jahre.

Der Professor — seit Ostern trägt Wilhelm Schmieden diesen Titel — ist in furchtbarer Erregung, tagelang kaum wiederzuerkennen ist der sonst so gleichmäßige Mann. Er kummert sich nicht mehr um die Kinder, er läuft stundenlang allein in Feld und Wald herum, und in seinen Augen liegt ein Glanz, und seine Stirne brennt. Und eines Tages tritt er vor seine Frau und teilt ihr mit, daß er sich zum Eintritt ins Heer gemeldet hat. „Mein Direktor legt mir nichts in den Weg, Jakobe“, so spricht er — „ich kann abkommen, denn die Oberprimaner treten sämtlich ein, auch ein Teil der Unterprimaner und viele Schüler der beiden Sekunden.“

„Du hast doch nie gedient, Wilhelm — wie kannst du nur daran denken — man wird dich ja gar nicht nehmen“, so stammelte Jakobe in größter Aufregung.

„O, man wird mich nehmen, ich bin ja körperlich viel kräftiger jetzt, als zu der Zeit, da ich hätte dienen müssen. Ich muß meine Pflicht gegen das Vaterland erfüllen, so weit es in meiner Macht steht, Jakobe, und du wirst mich nicht hindern wollen.“

Hindern? Nein, das will sie nicht, und er stehe ihr ja auch nicht hindern, das fleht sie in seinen leuchtenden Augen, das erkennt sie an seiner festen Haltung. Ein ganz anderer steht vor ihr, nicht mehr der stille, gleichmäßige Mensch, dessen Art einem so entschiedenen Gegensatz zu der ihren bildet, und den sie trotzdem so innig liebt. Wie hat sie das so gefühlt, wie in dieser Stunde. Und das sagt sie ihm in überströmendem Gefühl unter heißen Tränen.

Nach einer kurzen Woche schon verläßt Wilhelm Schmieden die Seinen, um sich zur Ausbildung nach einem entfernten Truppenübungsplatz zu begeben. Die Schüler jubeln ihm am Bahnhof zu, und ein Unterprimaner, erst sechzehnjährig, klein und dürrig, der nicht mit hinausziehen darf, spricht bewundernd zu einem Kameraden: „Du, paß auf, die Wilhelmine holt sich sicher das Eisenerne Kreuz, die Wilhelmine ist doch halt ein Kerl.“ Und der andere stimmt begeistert zu und meint: „Ja, mit der Wilhelmine ist's aus, das müssen wir uns abgewöhnen, ihn so zu nennen!“

Nach einigen Wochen zieht sich Frau Jakobe von aller Tätigkeit bei der Kriegsfürsorge zurück, zum großen Entsetzen ihrer Bekannten. Und zu ihrem eigenen. Aber sie fähnt, es geht nicht. Die Kinder jammerten, sie kamen

mit ihren Arbeiten zurecht, und die Marie sei so groß, und überall fehlten Knöpfe, und Vater habe doch immer für das alles gesorgt. Die Stundenfran kam nicht mehr, ihr Mann hatte auch mit ins Feld gemußt und sie war mit den Kindern für die Kriegszeit zu ihren Eltern zurückgekehrt. Die Marie erklärte, sie könne nicht für alles sorgen, was sie kochen solle und so was! Und sie brauche Geld zum Einholen, und Frau Professor sei doch immer weg, und sie bliebe nicht, wenn das so weiter ginge.

Da sah Jakobe ein, daß sie zunächst auf jede Tätigkeit außerhalb des Hauses verzichten mußte. Sie war es dem fernem Gatten, den Kindern schuldig. Und schon sehr bald sagte ihr eine leise Stimme in ihrem Innern, daß der Krieg sie erst ganz zur Frau und Mutter gemacht habe. Nach ein paar Monaten, als sie sich in die ihr neuen Pflichten eingelebt hatte, konnte sie endlich daran denken, täglich zwei Stunden für die Kriegsschreibstube zu erübrigen und so wenigstens etwas für die große Sache zu leisten, denn daß sie, die früher nie eine Nadel abgestrichen hatte, jetzt mit Ise und der Marie um die Bettel Liebesstrümpfe strickte, das war ja nicht der Rede wert. Und doch waren diese Liebesstrümpfe ein Symbol dafür, daß alles Weibliche in Frau Jakobe zur Entfaltung kam. Viel Zeit kosteten auch die Briefe an den Gatten, der gern recht viel von den Seinen hören wollte, und der so oft wie möglich ausführlich von allem, was er erlebte, berichtete. Frau Jakobe war stolz auf ihren tapferen Mann und zitterte um ihn — ihre frühere Geistesstärke wollte nicht immer vorhalten. Sie wurde nicht müde, mit Eberhard und Ise von dem fernem Vater zu sprechen und dabei erkannte sie, was Kinder, auch sehr junge Kinder, einer Mutter sein können. Ja, Frau Jakobe lernte viel, sehr viel in der harten Schule des Krieges. —

Im Januar kehrte der Professor zurück, nachdem er kurze Zeit in einem Lazarett an der französischen Grenze gelegen hatte. Das Eisene Kreuz schmückte ihn, wie es der kleine Unterprimar vorausgesagt hatte, und an der Linken hatte er nur noch drei Finger. Aber trotz dieser fehlenden Finger war er ein ganzer Mann geworden.

Die Heilkunst der Tiere.

— Die von den Tieren angewandte Heilkunst ist natürlich ganz instinktmäßig und empirisch, aber dasselbe läßt sich auch von derjenigen tieferstehender Menschenrassen, also von der Menschheit des Menschengeschlechtes, sagen.

Eine große Anzahl Tiere wäscht und badet sich, so Elefanten, Fische, Vögel und Ameisen. Delaunay stellt den Verdacht auf, daß kein Tier freiwillig den Geruch seiner Entleerungen einatme. Viele Tiere entleeren sich fern von ihrer Wohnung, andere vergraben ihre Ausschwitzstoffe; noch andere tragen diese wegen ihrer Jungen eine Strecke fort. In dieser Hinsicht zeigen sie mehr Ein- und Vorsicht, als der Mensch, der in seinen Seutgruben nur Herde für Epidemien anlegt.

Alle Säugetiere säugen ihre Jungen, reinigen sie, entwöhnen sie zur geeigneten Zeit und erziehen sie. Alle diese mütterlichen Instinkte sind bei vielen Tieren zivilisierter Nationen nur fragmentarisch ausgebildet. Tatsächlich kann der Mensch von den unter ihm stehenden Tieren eine Lektion in der Hygiene annehmen. Die Tiere befreien sich von Parasiten durch Staub, Schlamm, Ton usw. An Fieber leidende schränken ihre Nahrung ein, halten sich kühl, suchen dunkle und luftige Orte auf, trinken Wasser, strengen auch wohl Hinein.

Hat ein Hund seinen Appetit verloren, so frißt er Amoden oder Hundsgas, das als Brech- und Abführmittel wirkt. Auch Katzen genießen Gras. Kranke Schafe und Rinder suchen gewisse Kräuter auf. An Verstopfung leidende Hunde suchen fettsäurehaltige Substanzen zu erlangen, die sie mit Tier verzeihen. Dasselbe ist auch bei Pferden beobachtet worden.

Ein mit chronischem Rheumatismus behaftetes Tier hält sich möglichst viel in der Sonne auf. Die Soldatenameisen haben regulär eingerichtete Ambulanzen. Patrouille schnitt ihrer solchen Ameise einen Fühler ab, alsbald kamen andere Ameisen und besetzten die Wunde mit einer klaren Flüssigkeit, die sie von ihrem Munde absonderten. Wird ein Schimpanse verwundet, so hemmt er durch Auflegen einer Hand das Blut oder verbindet die Verletzung mit Blättern

und Gras. In einem Tiere Arm oder Bein fast vom Körper getrennt, so vollendet es die Amputation vermittels seiner Zähne. Ein Hund, den eine Viper in die Schnauze gebissen hatte, wurde beobachtet, wie er mehrere Tage lang den Kopf wiederholt in fließendes Wasser tauchte und dadurch wieder gesund wurde. Ein Jagdhund wurde überfahren; er blieb drei Wochen im Winter in einem Bache, wohin ihm das Futter gebracht wurde, und genas. Ein Finkewer verletzte sich am Auge, er kroch in das Licht und vermied Licht und Hitze, während er doch sonst gern am warmen Ofen lag. Er adoptierte als allgemeine Behandlung: Ruhe und Hunger; als örtliche Behandlung bedeckte er sich die obere Seite einer Pfote und legte sie auf die kranke Auge; wurde sie trocken, so feuchtete er sie wieder mit der Zunge an.

Verletzte Katzen wenden die einfache Behandlung mit fortgesetzter Anfeuchtung an. Delaunay erwähnt eine Katze, die sich zu diesem Zwecke eine Zeit lang am Ufer eines Gewässers aufhielt; ferner eine andere, welche die mutige Ausdauer besaß, 48 Stunden unter einem Strahl kalten Wassers zu verweilen.

An Wundstiche leidende Tiere behandeln sich mit andauernder Abkühlung, was ja eine der sichersten Methoden ist.

Es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß eine Beobachtung der von Tieren angewandten Hygiene und Therapie manchem in der Physiologie noch aufklären möchte; daß die Heilkunst der Tiere vielleicht für die auf Menschen angewandten Behandlungsarten manche nützlichen Fingerzeige darbieten könnte, eben weil wir es hier mit Instinktsäußerungen zu tun haben, welche für Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit von Wichtigkeit sind.

Scherz und Ernst

— Nach der Natur. Der Sultan Mohammed II., welcher 1453 Konstantinopel eroberte, und dort seinen Herrschaftssitz nahm, war nicht nur ein gewaltiger Kriegsheld, sondern auch ein großer Freund der Wissenschaften und schönen Künste. Ramentlich interessierte er sich für die Malerei und schenkte weder Mühe noch Kosten, die bedeutendsten Künstler Italiens an seinen Hof zu ziehen. Eines Tages wurden ihm mehrere Gemälde, welche aus dem Atelier des Venetianers Gentile Bellini (1427 bis 1507) stammten und durch Kaufleute nach Konstantinopel gebracht waren, vorgelegt. Die Bilder erregten die höchste Bewunderung des kunstliebenden Despoten, er wünschte dem Maler derselben persönlich kennen zu lernen und wandte sich deshalb an den Rat von Benedikt mit der Bitte, daß man Bellini zu ihm schicken möge. Die mächtige Lagunenstadt unterhielt damals freundschaftliche Beziehungen mit dem geschnittenen Sultan und ließ sich natürlich die Erfüllung seiner Privatwünsche sehr angelegen sein. Auf Befehl des hohen Rates mußte Bellini im Jahre 1479 ungesäumt nach Konstantinopel reisen. Dort fand er am dem türkischen Hofe eine sehr schmeichelhafte Aufnahme. Mohammed überhäufte den berühmten Künstler mit den höchsten Ehrenbezeugungen und schenkte ihm als Zeichen seiner Gnade eine goldene Kette, an der sein Bildnis hing. Dessenungeachtet wollte es Bellini in der Hauptstadt des Osmanenreiches nicht behagen. Er hatte auf Mohammeds Geheiß die Enthauptung Johannes des Täufers gemalt. Der Sultan fand an dem Gemälde nichts auszusetzen. Nun dachte es ihm, daß der Hals des Hingerichteten verzeichnet und ein wenig zu lang geraten sei. Bellini konnte dem nicht beipflichten und gab seine abweichende Meinung durch ein leichtes Kopfschütteln zu erkennen. Sobald der Despot dies bemerkte, ließ er ohne weiteres auf dem Fleck einen unglücklichen Sklaven den Kopf abschlagen, damit der Maler den Fehler nach der Natur verbessern könne. Man begreift leicht, daß nach einem solchen gräßlichen Vorgang der Maler froh war, als der Despot ihn wieder gehen ließ.